

[25]

Im Verdacht.

Roman von E. Braddon.

Deutsch von T. A. Hauff.

Während Laura etwas zurückblieb, um sich von der Frau Pfarrerin zu verabschieden, ging Treverton mit Gerard voraus und Celia folgte mit ihrem Bruder.

„Die Welt ist viel kleiner als ich dachte,“ begann Treverton, „sonst wären wir schwerlich in einer so abgelegenen Ecke wie diese zusammengetroffen.“

Gerard gab keine Antwort.

„Waren Sie nicht überrascht, mich in einer so veränderten Lage zu finden?“

„Ja, gewiß, ich war sehr erstaunt.“

„Ich appellire an Ihre nachsichtigen Gefühle, ja, an Ihre Ehre. Meine Frau weiß nichts von meiner Vergangenheit, außer daß sie wild und thöricht war. Sie wissen zu gut, welche Erniedrigung mir meine erste Ehe gebracht hat. Ich will der Todten nichts Uebles nachsagen.“

„Bitte, thun Sie das nicht,“ unterbrach ihn Gerard sehr erregt.

„Ich muß aufrichtig sprechen. Als Sie mich kannten, war ich sehr unglücklich. In mancher Nacht habe ich auf einer der Brücken gestanden und gedacht, es wäre das Beste, was ich thun könnte, mich ruhig hinunter zu stürzen. Nun, die Vorsehung hat mein Geschick gewandt, wenn auch auf schreckliche Weise. Ich habe von meiner Freiheit Gebrauch gemacht. Das Schicksal war mir günstig. Meine Frau ist das vortrefflichste, edelste Weib. Es würde ihr großes Schmerz bereiten, wenn der Schleier von meiner Vergangenheit gezogen würde, und ich bitte Sie daher, als Mann von Ehre, mein Geheimniß zu bewahren und sie und mich zu schonen.“

„Sie zu schonen,“ sagte Gerard bitter. „Sie denken ohne Zweifel an sich selbst, indem Sie von mir Schweigen verlangen. Haben Sie das unglückliche Wesen geschont, das Sie selbst in der Erniedrigung zärtlich geliebt hat? Ihr Geheimniß, wie Sie es nennen, ist kein Geheimniß. Der Sohn des Pfarrers weiß ebenso gut wie ich, daß Jacques Chicot und Sohn Treverton ein und dieselbe Person sind.“

„Er weiß es? Eduard Clare?“

„Ja.“

„Seit wann?“

„Mit Bestimmtheit erst seit diesem Morgen. Verdacht hatte er schon früher, und diesen Morgen war ich unstande, denselben zu bestätigen.“

„Das thut mir leid,“ sagte Treverton, nachdem sie einige Schritte schweigend weiter gegangen waren. „Ich hatte gehofft, dieser Theil meines Lebens sei todt und begraben! Es ist sehr traurig für mich und noch trauriger für meine junge unschuldige Frau.“

„Die Schatten der Vergangenheit sind nicht leicht zu beschwichtigen,“ erwiderte Gerard, „und noch weniger die Schatten einer ermordeten Frau.“

„Eduard Clare ist kein Freund von mir,“ fuhr Treverton fort, ohne Gerard's Bemerkung zu beachten. „Er wird von seiner Kenntniß den feindseligsten Gebrauch machen und alles meiner Frau sagen.“

„Kann er nicht vielleicht noch etwas Schlimmeres thun?“

„Was?“

„Was dann, wenn er der Polizei mittheilen würde, wo Chicot, der Mörder, zu finden sei?“

„Mein Gott,“ rief Treverton mit einem Blick des Entsetzens auf den Sprecher, „Sie halten mich doch nicht dafür?“

„Weider kann ich nicht anders.“

„Aus welchem Grunde?“

„Erstens in Folge Ihres feigen Benehmens in jener Nacht. Warum flohen Sie, wenn Sie nicht schuldig waren? Sie müßten wissen, daß Ihre Flucht einen bösen Schein auf Sie warf.“

„Das hätte ich wissen sollen, aber ich dachte an nichts anderes, als daran, wie ich am schnellsten der Verwicklung

entgehen konnte. Meine Frau war todt, jene starren Augen mit dem Blick des Entsetzens, jene marmorweiße Hand — sagten mir, daß das Leben seit Stunden entflohen war. Was konnte also mein Bleiben nützen? Ich hätte einer Untersuchung beizuhelfen müssen, in welcher die Geschichte meines Lebens zum Entzücken aller bösen Zungen enthillt worden wäre, bis ich vor der Welt so besleckt und beschimpft dagestanden hätte, daß keine unschuldige Frau mich hätte als ihren Mann anerkennen können. Was konnte aus dem Kreuzverhör in jener Voruntersuchung Gutes für mich, für die unglückliche Todte oder für die Gesellschaft überhaupt entstehen?“

„Benigstens hätte Ihre Unschuld klar werden können, wenn Sie unschuldig waren. Jetzt aber sprechen alle Anzeichen für Ihre Schuld.“

„Wie hätte ich meine Unschuld beweisen können? Ich hätte bei der Voruntersuchung keine stärkeren Beweise beibringen können als jetzt, nämlich mein Wort, das Wort eines Mannes, der sich niemals zu einer Unehrlichkeit herbeilassen würde. Ich sage Ihnen von Angesicht zu Angesicht, daß ich niemals meine Hand gegen meine Frau erhoben habe, niemals, auch wenn bittere Worte zwischen uns fielen, und das war in letzter Zeit öfter der Fall. Ich bemühte mich eifrig, sie von ihren Fehlern zu befreien. Einst liebte ich sie leidenschaftlich und fraglos, ohne daran zu denken, was für ein Paar sie und ich einst sein würden, wenn uns das Alter erüchtert haben würde. Nein, Mister Gerard, ich bin kein grausamer Mörder und obgleich mich die Fesseln schwer drückten, hätte ich doch nie einen Versuch gemacht, mich selbst zu befreien. Als ich jene Leute sah, Destrolles und die beiden Frauen in jener Nacht, kam mir wie ein Blitz der Gedanke, daß ich in ihren Augen als Mörder erscheinen könne. Ich sah voraus, daß mich Verdacht und Schwierigkeiten aller Art drohten, und vor allem, was ich am meisten fürchtete — die Oeffentlichkeit. Wenn ich blieb, war alles dies unvermeidlich. Aber ich konnte allem entgehen, wenn ich floh. In jenem Augenblick dachte ich nur an meine Interessen. Es war, als ob ich eine offene Pforte vor mir sähe, welche in eine neue Welt führte, — bin ich so sehr zu tabeln dafür, daß ich die Gelegenheit benützte und mein altes Leben hinter mir ließ?“

„Niemand kann sein altes Leben hinter sich lassen,“ erwiderte Gerard. „Wenn Sie unschuldig sind, bedauere ich Sie, wie ich jeden Unschuldigen bedauern würde, der den Schein der Schuld auf sich ladet, noch mehr aber bedauere ich Ihre Frau.“

„Ja, Sie haben recht,“ sagte Treverton mit einem Ausdruck angstvoller Besorgniß, welche selbst den Mann, der ihn für schuldig hielt, rührte. „Gott helfe ihr, wir sind sehr glücklich gewesen! Aber wenn unser Glück in der Hand von Eduard Clare liegt, so sind unsere friedlichen Tage zu Ende.“

Sie waren jetzt an der Pforte des Herrenhauses angekommen und hier standen sie still, um schweigend die anderen zu erwarten. Celia und Laura waren in heiterem Gespräch begriffen, während Eduard schweigend und gedankenvoll neben ihnen ging. Treverton schüttelte Celia die Hand, begrüßte aber Eduard nur mit einem Kopfnicken.

„Guten Morgen, Mister Gerard,“ sagte er mit kalter Höflichkeit.

„Komm, Laura. Wenn Celia darauf besteht, zu Hause zu frühstücken, so dürfen wir sie nicht zurückhalten.“

„Wenn die Pflicht ruft, so muß die Neigung schweigen,“ sagte Celia lächelnd. „Von 3—4 muß ich meinen Geist der heiligen Schrift weihen.“

„Wie schrecklich gedankenvoll Sie aussehen, Mister Gerard, haben Sie irgend einen ernstern Fall in London, an den Sie denken?“

„Ich habe viele ernste Fälle, Fräulein Celia, aber jetzt gerade dachte ich nicht an dieselben,“ erwiderte er lächelnd,

„Meine Patienten leiden meistens an einer unheilbaren Krankheit.“

„Ach, die armen Menschen! Ist es eine Epidemie!“

„Nein, ein chronisches Leiden — Armuth.“

„Ach die Armen, wie ich sie bedauere! Ich hatte auch zuweilen Anfälle von diesem Uebel gegen Ende des Vierteljahres, seitdem ich ein unabhängiges Wesen mit einem bestimmten Einkommen bin.“

Sie gingen langsam nachhause. Eduard blieb etwas zurück. „Glauben Sie wirklich, Fräulein Celia, daß eine junge Dame, welche im Hause ihres Vaters wohnt, wo für alle ihre Bedürfnisse gesorgt ist, die Bedeutung des Wortes „Armuth“ würdigen kann?“

„Gewiß glaube ich das. Aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie von falschen Voraussetzungen ausgehen. Nicht immer ist für alle Bedürfnisse junger Damen im väterlichen Hause gesorgt. Ich weiß, was es heißt, ein Paar Handschuhe mit sechs Knöpfen verzweifelt nöthig zu haben und sie nirgends erhalten zu können.“

„Sie haben niemals gewußt, was es heißt, Brot nöthig zu haben.“

„Brot liebe ich nicht besonders,“ sagte Celia.

„Ach, Fräulein Celia, als ich noch Student war, habe ich manchen jungen Menschen gesehen, der mit hungrigem Magen über die Straße lief, für welche ein Stück Brot ein Leckerbissen gewesen wäre.“

„Armer Mensch!“ rief Celia. „Ich fürchte, Eduard giebt so viel Geld für Handschuhe und Cigarren aus, als für einen sparsamen jungen Mann zum Leben nöthig wäre. Aber dafür ist er ein Poet.“

„Ist ein Poet nothwendigerweise ein Verschwender?“

„Ich weiß es nicht! Aber Poeten scheinen im allgemeinen dazu geneigt zu sein, man kann von ihnen wenig Aufmerksamkeit für Geldsachen erwarten.“

„Es wäre ein Unglück für einen jungen Mann, sich in ein Mädchen, wie dieses, zu verlieben. Wenigstens aber kann ich mich an ihrem munteren Wesen ergötzen,“ dachte Gerard.

Im nächsten Augenblick nahm Eduard seinen Arm.

„Nun,“ sagte er, „was ist zwischen Ihnen und Treverton vorgefallen?“

„Sehr viel und doch eigentlich sehr wenig. Er thut mir leid.“

„Sie glauben also nicht, daß er seine Frau ermordet hat?“

„Ich weiß es nicht, es ist ein tiefes Geheimniß. Ich möchte Ihnen rathe, der Sache ihren Lauf zu lassen. Was kann es Ihnen nützen, diese arme Frau unglücklich zu machen? Wenn er schuldig ist, so wird ihn die Strafe früher oder später doch ereilen.“

„Was, Sie meinen, ich sei ein solcher Milchtopf, ihn in Ruhe zu lassen, ich, der ich Laura geliebt und verloren habe? Selbst angenommen, er sei unschuldig an dem Mord, — was mehr ist, als ich glauben kann, so ist er doch eines grausamen Betruges an seiner jetzigen Frau und an den Vollstreckern des Testaments schuldig. Er hat nicht mehr Recht an jenes Landhans als ich, seine Heirath mit Laura Malcolm ist nichtig und ich soll zu all diesem schweigen?“

„Es wird Frau Treverton das Herz brechen, wenn Sie alles offenbaren, was Sie wissen, und sie in Armuth stürzen. Das wäre kaum, was von einem Freund zu erwarten ist.“

„Es mag ihr Schmerz verursachen, aber ich werde sie nicht in Armuth stürzen. Sie hat ein kleines Einkommen aus ihrem eigenen Vermögen. Und die Erbschaft des alten Treverton wird zur Errichtung eines Hospitals verwendet werden, so lautet die Bestimmung in seinem Testament.“

„Als Arzt muß ich mich darüber freuen, aber als Mensch

kann ich mich des Bedauerns für Frau Treverton nicht erwehren. Sie scheint ihren Mann sehr zu lieben.“

„Ja,“ erwiderte Eduard, „es ist ihm gelungen, sie ganz zu umgarnen. Aber vielleicht, wenn sie weiß, daß Treverton nur Jacques Chicot ist, der Mann der Ballettänzerin, so wird sich der Zauber lösen.“

Gerard gab keine Antwort, er begriff, daß nur persönlicher Groll und Neid Eduard leitete, und bedauerte beinahe, seine Unterstützung zu der Entdeckung gewährt zu haben, so sehr er auch wünschte, daß der Mörder von der Gerechtigkeit erlist werden möchte. Erst seit seinem Gespräch mit Treverton begann seine Ueberzeugung von der Schuld des Ehemannes zu wanken. Während des ganzen Tages wurde er von unangenehmen Gedanken verfolgt. Am anderen Morgen mit dem ersten Zuge wollte er nach London zurückkehren, obgleich ihn der Pfarrer drängte, noch zu bleiben, und selbst Celia ein freundliches Wort einschob.

„Wenn Sie mir erlauben, eines Tages wiederzukommen, sobald ich einige Fortschritte in meinem Beruf gemacht habe, so wird das für mich eine angenehme Erholung sein.“

„Wir werden immer sehr erfreut sein, Sie zu sehen,“ erwiderte der Pfarrer herzlich. „Es scheint mir, daß mein Sohn einen solchen Freund, wie Sie, nöthig hätte.“

29. „Warum vertraust du mir nicht?“

Dieser Wintersonntag war ein trüber Tag für Treverton. Er ging fast schweigend nachhause. Laura wunderte sich über seine Nachsinnlichkeit. Hatte dieser Fremde im Pfarrhause ihm schlechte Nachrichten gebracht?

„Das ist mein Unglück!“ sagte sie. „Ich bin nur halb seine Frau, so lange ich nicht weiß, was ihn bedrückt.“

Doch ohne ihren Mann mit Fragen zu stören, ging sie ruhig neben ihm her.

„Ich werde nicht zum Frühstück kommen, meine Liebe,“ sagte John, als sie das Haus betraten. „Ich bin ermüdet und habe Kopfschmerzen und werde mich eine Stunde niederlegen.“

„Soll ich kommen und dich in Schlaf lesen, John?“

„Nein, es ist besser, wenn ich allein bleibe.“

„O, John, warum bist du nicht aufrichtig gegen mich?“ rief sie. „Ich weiß, es drückt dich etwas. Warum vertraust du mir nicht?“

„Später, meine Liebe, sollst du alles wissen.“

„Glaubst du, daß irgend etwas, das ich über dich erfahren könnte, meine Gesinnung ändern würde?“ fragte sie.

Sie suchte in seinen Mienen zu lesen, und dann sagte sie mit großem Ernst:

„John, wenn man irgend etwas Nachttheiliges von dir sagen kann, wenn es in deiner Vergangenheit irgend eine Handlung giebt, welche du dich schämst einzugestehen, und welche andere kennen, so lasse sie mich von dir hören und nicht von einem Feind. Bin ich ein so strenger Richter? Kannst du zweifeln, daß ich entschuldigen und vergeben würde, wo alle unerbittlich wären?“

„Nein,“ erwiderte er rasch, „ich will nicht an dir zweifeln. Nicht, weil ich dir nicht vertraue, sondern weil ich dir Schmerz ersparen will, habe ich versucht, mein Geheimniß zu bewahren. Aber es scheint, der Schmerz ist unvermeidlich, es giebt Feinde, die ihn dir nicht ersparen wollen. Ja, es ist am besten, du erfährst die Wahrheit zuerst von mir.“

Er legte seinen Arm um sie, und sie gingen die breite, alte Treppe hinauf, in das Zimmer, welches Laura für ihren Mann zum Schreibzimmer eingerichtet hatte. Treverton schob ihren Lieblingsstuhl an den Kamin und setzte sich neben sie, wie in jener Nacht, wo Laura ihrem Manne über Desrolles Miththeilung gemacht hatte. (Fortf. folgt.)

Ein Preisschießen.

Von Fritz Eckartstein.

Im Amerika überbrückt die Emancipation scheinbar unausfüllbare Klüfte, die zwischen dem Ewig-Weiblichen und der stolzen Manneswürde klaffen. Charakteranlage, Erziehung und Gewohnheiten stellen beide Geschlechter auf den gleichen Standpunkt und Goethe's Wort, daß bei edlen Frauen erlaubt ist, was sich ziemt, erhält jenseits des großen Wassers einen elastischen Begriff.

Eine der reizendsten Frische an Evas Stammabum ist der „Sport“ — und eine Spielart desselben ist das Bogenschießen, welches vor ca. 12 Jahren in Amerika florirte.

Von New-York ausgehend, umspannte diese neue Mode bald

das ganze republikanische Territorium von Süd bis Ost, von Nord bis West. — Natürlich folgten baldigt öffentliche Produktionen der berühmtesten Schützinnen, denn in Amerika hängt sich alles gleich an die große Glocke der Öffentlichkeit.

In St. Louis trabte denn auch eines Tages eine große Menschenmenge nach der von Ahornblümen umsäumten Football-Wiese hinaus, woselbst fünfundzwanzig Bogenschützinnen ein Wett- und Preisschießen „verübten.“ Fünfundzwanzig Vertreterinnen der Bogenschützinnen — Klub aus fünfundzwanzig der größten Städte Nordamerikas, und der Wobersett die ge-

bührende Ehre, — sie waren fast alle jung und schön, wenigstens bezaubert wie jene die ehern, der selbst das minder Schöne reizend ansiehend macht, und ein Statistiker konnte Studien über den National-Charakter dieser Amazonen machen in denen Ariost und Tasso ihre Heldinnen verkörpert gefunden haben würden.

Das dachte wenigstens Karl S., ein berühmter deutscher Maler, der mit großem Interesse dem hübschen Schauspiel von gepaarter Anmuth und Kraft zusah. Er zog Stilt und Büchlein hervor und entwarf mit sicherer Hand Skizzen der einzelnen Gruppen, als er plötzlich auf der Schulter einen herzhafte Schlag fühlte und einen jungen, feurig blickenden Mexikaner in Nationaltracht gemahnte, der dieses freundschaftliche Attentat verübte.

„Nun, was ist los?“ frug Karl S. und klappte sein Buch zu.

„Seid Maler, nicht wahr?“ meinte der Mexikaner.

„Errathen, und Sie wünschen?“

„Kennt am Besten, was schön oder häßlich ist, Fremder?“ frug wieder der Feurigäugige.

„Um, hm,“ meinte schalkhaft und am Stiff lachend der Künstler, „das ist eine eigene Sache. — Ich finde z. B. die Nase schön, selbst da ihr der Kopf fehlt — kann nicht sagen, ob das gerade auch Ihr Geschmack ist.“

„Nite? Nite?“ kann ich nicht! Ohne Kopf sagt Ihr, — bei Darnum vielleicht?“

S. schüttelte den Schelmekopf: „Nein, werther Herr, sie ist schon ca. 2000 Jahre todt und hat überhaupt nur in der Phantastie gelebt.“

„Ach, Unfimm“, knurrte der Mexikaner und zog unwillig seine bekrante Schärpe zurecht, „lagt mir lieber, welche von den Schützinnen da die hübscheste ist.“

Ironisch sah der Maler hinüber. „Das geht ja noch über den königlichen Schäferjungen — dem wurde schon bei Dreien die Wahl schwer, aber bei fünfundzwanzig bleibt mir wirklich nichts anderes übrig, als den bewußten Apfel selbst zu essen.“

„Apfel hin, Apfel her, ich sagte nichts von Obst, — ich sprach von den Mädchen da! Seht nur, Maler, ist die Rothblonde, die jetzt den Hogen spannt, nicht die Schönste?“

„Als Mann sage ich ja, als Künstler nein,“ meinte S. und vergaß einen Augenblick seinen sonderbaren Bekannten, als die herrliche Gestalt der bezeichneten Schönen sich in die Höhe richtete: „By Hege, sie ist schön,“ wiederholte er und strich seinen Bart, „obgleich sie ein Stumpfnäschen und zu starke Lippen hat.“

„Und die ist doch ebenfalls schön,“ frug wieder der Mexikaner und rollte seine Augen bei dem Anblick einer üppigen Brünnette, die jetzt an die Reihe des Schießens kam.

„Juno Indovisja!“ stimmte der Künstler bei.

„So, Juno heißt sie? Ein feiner Name,“ schmunzelte der Südländer, „habe mal einen Napven gehabt, hieß auch Juno, war ein feines Thier, aber das Mädchen ist noch feiner.“

S. lachte wieder wie ein Satyr und deutete dann auf eine dritte Schöpin: „die ist aber ganz famos, das ist etwas für Kenner.“

Der feurige Mexikaner sperrte beide Schwarzaugen weit auf und fragte dann etwas kleinlaut: „Ist das Euer Ernst? Sie ist ja so mager wie eine abgebrannte Prairie und ihre Wadenknochen sehen mich wie die Bitte ums tägliche Brot an.“

„Ach was, die hat Masse,“ versicherte trotz ironischen Mundzuckens todesernst der Maler, „sie ist zwar keines jener leidenden weichen Mädchen, aber in ihren Knochen liegt Geist, Verstand, Moral.“

Diese Behauptungen schienen auf den Mexikaner wenig Effect zu machen, er schüttelte den Kopf und sah wieder nach der Rothblonden, die auch hin und wieder nach dem schönen, eleganten, jungen Mexikaner Blicke herüberwarf. Als aber die Starknöchige mit größter Ruhe dreimal hintereinander das Centrumsglädchen in Bewegung setzte und die Menge ihr Weisfall jauchzte, meinte er nachdenklich: „Vielleicht, wenn sie besser gefüttert wird, könnte ich mich entschließen.“

Blitzschnell drehte S. sich nach ihm hin: „Saben Ihre Fragen vielleicht einen praktischen Hintergrund?“

Bunte Zeitung.

„Aethertrinker in Irland. Aus London wird der „St. St.“ geschrieben: Vor einiger Zeit ging die Meldung durch die Presse, daß in einem bedeutenden Theil Irlands, und zwar in den vorwiegend von Protestanten bewohnten nördlichen Distrikten, das Laster des Aethertrinkens gewaltig um sich gegriffen hat. Das davon ergriffene Areal beträgt nahezu 1000 englische Quadratmeilen und umfaßt die ganze Grafschaft Tyrone, einen ansehnlichen Theil von Londonderry, und Distrikte in Formanagh und Monaghan. Mit Ausnahme der letztgenannten Distrikte ist das Gebiet hauptsächlich von Protestanten bevölkert. Doch hat das Laster alle Klassen ergriffen und verschont weder Alter noch Geschlecht. Junge Feldarbeiter, Knaben und Mädchen, die Alten in der Kammecke, Farmer, Grundbesitzer und Gewerbsleute

„Nun ja, Maler, das ist so. — Ich bin zweinundzwanzig Jahre alt und mein Vater will, daß ich heirathe. Ich bin sein einziger Sohn und wenn man die Anzahl seiner Millionen nicht einmal annähernd kennt, ist der Wunsch, daß der berühmte Name Tenedos los Majos Soboli in mehreren Exemplaren fortleben soll, ganz gerechtfertigt. Gut Papa, — habe ich ihm gesagt, ich thue dir den Gefallen, aber ich suche mir die Schönste, die es in ganz Amerika giebt, und Muth und Kraft muß sie haben, wenn es schon einmal eine Heirath sein soll, — ich liebe die Weiber bis jetzt nämlich im Plural. Nun ist mein Entschluß gefaßt. Die Nothe, die Juno und die Knochenrausige sollen um die Wette schießen, und die den besten Schuß thut, die heirathe ich, — denn sie gefallen mir alle drei gleich gut und ich will dem Schicksal nicht vorgreifen, — man kann nicht vorsichtig genug bei der Wahl einer Frau sein.“

Damit drehte er dem Maler den Rücken und schritt quer über die Wiese nach den Schützinnen, trotz abwehrender Zurufe, daß das Terrain zu betreten verboten sei. Der Maler sah ihm mit unbeschreiblichen Gefühlen nach und schüttelte sich vor Wachen.

Mit jener zühen Frechheit, die selten ihren Endzweck verfehlt, wenn ein großes Vermögen die Liebenswürdigkeit der Erziehung verhärtet, gelang es dem selbstamen Freier, seine sonderbare Werbung vorzubringen und durchzusetzen.

Wie von der Luft erzeugt und fortgetragen durchfles das Gerücht, drei Damen würden um einen reichen Werber preis-schießen, das verammelte Publikum, und drang auch zu unserem Künstler, der sich sofort nach dem Schauplatz des Dramas begab.

Die Damen loosten hoben um die Reihenfolge. Kalt und fest schob die Knochige, wie gewöhnlich ins Centrum. Leicht erregt schob Juno, wie der Mexikaner sie zu ihrer Vertumderung anredete, und auch ihr läutete das Glückchen Triumph. — Trotz schnellte die schöne Rothblonde den Weil ab, und hell erklang, Hochzeitsklänge antizipirend, das Silberglädchen!

Der Freiermann stand wie jener biblische Hiel zwischen den drei Gebäudeln und sah in komischer Verzweiflung bald die eine, bald die andere an. Erst der Knochigen Vorschlag, daß sie noch einmal um den Preis schießen könnten, belebte ihn, doch ein Schlag auf der Schulter ließ nun ihn herumfahren — der Maler zog ihn beiseite:

„Ihr wolltet das Schicksal entscheiden lassen,“ redete er ihn an, „nun, ich finde, es hat deutlich genug gesprochen! Ihr seid jung, seid reich und liebt die Weiber im Plural, — was könnt Ihr da besseres thun, als alle drei zu heirathen.“

„Aber Maler,“ rief erichroden Tenedos los Majos Soboli, „wollt Ihr mich wegen Bigamie gehenkt sehen?“

„Wie Ihr nur sprecht,“ schalt Karl S. und sah ihn bedeutungs-voll an, „wozu existirt das Utah-Gebiet? Wozu sind die braven Mormonen bemüht, die Ehe zu reformiren und auf ihren richtigen Stand zu stellen, wenn so ein feiner, reicher, geistreicher Mann, wie Ihr, Sennor, nicht davon profitieren will? Die schönsten drei Weiber sind Euer, die ganze Welt wird Eurer That Weisfall klatschen, die Wünsche Eures greisen Vaters werden sich dreifach erfüllen! — Auf, zögert nicht länger, — sprecht mit den Mädchen, Ihr seid ja reich genug für drei, das andere findet sich von selbst; ich will Euch bestehen etwaige Bourtheile zu besorgen.“

Was soll man noch hinzufügen? Ein gutes Wort findet einen guten Ort!

Tenedos los Majos Soboli wurde glücklicher dreifacher Gatte. Sein einziger Schmerz war, daß seine zweite Frau nicht Juno, sondern Mary hieß, und bei seiner dritten, trotz feinsten Tafel, kein Fettanias sich zeigen wollte. Nr. 1, die schöne Rothblonde aber blieb seine Favoritgattin, und als die Regierung der Mormonen-Wirthechaft ein Ende machte, seine einzige. Sie ist noch immer blendend schön und ihr Gatte rasend eifersüchtig, — das behauptet wenigstens der Maler Karl S., der soeben aus Mexiko, wo das Ehepaar jetzt lebt — diese Erfahrung beim brachte.

fröhnen dem Aether. Wie das Aethertrinken sich überhaupt eingebürgert, darüber lauten die Berichte verschieden. Es ist verhältnismäßig jung, erst etwa 30 Jahre alt, und soll die Folge der vom Brierster Matthews eingeführten Temperenzform sein. Die Leute schworen den Branntwein ab und griffen zum schneller herauszufindenden, billigeren Aether! Wie dem auch sei, Aether wird von Apothekern, Krämmern und Hausfrern massenhaft verkauft. Der Preis pro Gallone im Einzelverkauf ist nur wenig über 11 Mark. Die Dose schwankt zwischen einem Theelöffel und Weinglas. Aether wird von dem neuerreien sog. methyllirten Spiritus fabricirt. Die Methode des Trinkens ist folgende: Man wäscht sich erst mit Wasser den Mund aus; die Dose Aether wird in ein Weinglas geleert; der Trinker klemmt sich die Nase fest zu und schlingt das Getränk rasch hinunter. Gewöhnlich genügt eine Dose, um den Trinker in den gewünschten Zustand zu versetzen. Die Verauschung macht jedoch verschiedene Stadien durch. Das

Gesicht röthet sich, eine unterdrückte Aufregung tritt ein; die Muskeln erschaffen, seltsame Träume stellen sich ein und schließlich kommt die Bewusstlosigkeit. Diese ist jedoch nicht von langer Dauer; nicht so lang wie bei der alkoholischen Vergiftung. Die Nachwirkungen sind ebenfalls vom „Ragenjammer“ verschieden. Kopfschmerz und Uebelkeit bleiben aus, dagegen stellen sich Verdauungsstörungen, Dahinbrüten, Trübfinn und bei Mädchen hysterische Anfälle ein. Bei Gewohnheitsstrinkern bemerkt man langanhaltende Bewusstlosigkeit, Verwirrung der Willenskraft, Hallucinationen und Unfähigkeit, zwischen Vision und Thatsachen zu unterscheiden. Das Schlimmste ist, daß Kinder bereits dem Taster freiben. Körperlicher und geistiger Ruin ist die Folge. Ein Comité unter Sir Lyon Playfares Vorsitz hat viele dieser Uebelstände ans Licht gebracht. Wie ihnen aber abzuhelfen ist, darüber gehen die Ansichten auseinander.

* **Die Kinder der Indianer Nordamerikas.** Der Indianer größter Wunsch ist es, wie Rajeten im „Ausland“ erzählet, recht viele Kinder zu haben. Dies ist wohl auch der Hauptgrund, weshalb sie sich meistens mehrere Weiber nehmen. Diese selbst sind wieder sehr heisrig, daß sie so viele Kinder wie möglich zur Welt bringen, denn nur dann werden sie vom Gatten geehrt. Ein kinderloses Weib wird vom ganzen Stamm mitachtet und von seinem Gebieter schauerhaft behandelt. Die Söhne sind des Indianers Stolz, während die Mädchen sein Eigenthum vermehren, indem sie, wenn sie erwachsen sind, gegen Pferde, Sättel uim. an einen heirathslustigen Krieger des Stammes eingetauscht werden. Fühlt eine Frau den Augenblick nahe, wo sie Mutter werden soll, so geht sie im Sommer in einen Busch, im Winter in einen eigens für Geburten erbauten Wigwam. Sie verdammt selbst die geringste Hilfe und verrichtet sogleich nach der Geburt wieder ihre gewohnte Arbeit. Vieles Schreien ist den neugeborenen Kindern nicht gestattet. Die Frauen halten dem schreienden Sprößling einfach Nase und Mund zu, sobald dieser dem Erliden nahe ist. Nach mehrmaliger Wiederholung dieser Prozedur ziehen die Kleinen es vor, zu schweigen. Ist das Kind zehn bis zwölf Monate alt, so wird es von seinem stechfissartigen Geißel befreit und von der Mutter meistens auch bei der Arbeit auf dem Rücken getragen, bis es laufen lernt, was nun sehr bald der Fall ist. Die Männer überlassen den Weibern alle Arbeit, so auch diejenige, welche die Kinder verurlichen. Sie selbst haben jedoch eine große Anhänglichkeit für ihre Sprößlinge, hauptsächlich für die Söhne. Hat ein Indianer mehrere Frauen und von jeder eine Anzahl Kinder, so herricht manchmal ein ohrenbetäubender Lärm in den Wigwams, doch verlangt der Vater selten Nahrung und Ruhe. Die Kleinen klettern und springen über ihn hinweg, wenn er ihnen in die Wege sitzt oder liegt, sie wälzen sich auf dem Boden, daß der Staub aufwirbelt, sie kreischen und schreien. Alles das stört den Vater nicht; im Gegentheil befindet er oft durch ein Lächeln und behagliches Grunzen seine Freude über die tobende Kinderchaar. Ist der Knabe von der Mutterbrust entwöhnt, so hat die Mutter kein Recht mehr, ihn körperlich zu züchtigen. Höchstens ist es ihr gestattet, ihn durch Hunger zu bestrafen, was ihr jedoch selten gelingt, da der Kleine, was er von der Mutter nicht autwillig erhält, ihr unter den Händen fortstiehlt. So wächst er wild und ohne Zucht heran. Die Mädchen, welche, sobald sie gehen können, arbeiten und der Mutter behilflich sein müssen, stehen unter dieser Herrschaft, bis sie von einem Krieger zum Weibe genommen werden. Sie sind früh reif und heirathen oft schon mit acht bis zehn Jahren. In diesem Alter dürfen sie sich nicht mehr allein außerhalb des Dorfes bilden lassen, wenn sie nicht gemüthlich sein wollen, von einem jungen Krieger angegriffen zu werden. Häufig sind die Mädchen oder die Frauen schon mit sechzehn Jahren infolge der überanstrengenden Arbeit verblüht. Sehr schwer ist es daher, das Alter eines wenn auch noch jungen Indianerweibes zu bestimmen. Man schätzt sie oft auf 40 bis 50 Jahre, während sie erst 20 bis 25 Jahre zählen. In Washington giebt es eine Schule für Indianerknaben. Dabinsenden hauptsächlich die Häuptlinge und ersten Krieger der halb-civilisirten Stämme ihre Söhne. Sind diese jedoch wieder in ihrer Heimath angelangt, vergessen sie meistens sehr bald, was sie mit Mühe erlernt haben. Sind sie 14 bis 16 Jahre alt geworden, so durchziehen sie in Gruppen das Land und bekriegen die Knaben feindlicher Stämme. Wenn sie dann, mit Wunden bedeckt, von ihren Streifzügen heimkehren, berichten sie ausführlich über ihre Thaten und werden dann im feierlichen Rath der Häuptlinge und Krieger, wenn sie tapfer und würdig genug befunden wurden, als Krieger ausermählt.

* **Dramm prüfe, wer sich ewig bindet.** In einem amsterdamer Blatt war kürzlich folgende Ankündigung zu lesen: „Wir Unterzeichneten, jetzt zum Eheverlöbniß aufgenommen, wovon eine Heirathverbindung am Sonntag den 4. stattgehabt, haben gleichwohl uns vorgenommen, es noch ernstlich zu überlegen, und haben beschloffen, lieber bald zurückzutreten, als sich ganz zu vertragen, und zu diesem Behuf in der Sache nicht weiter vorzugehen, sondern die Heirath auf einige Tage

auszusetzen oder ganz aufzugeben. Wir machen auf diesem Wege diesen Entschluß unseren Landsleuten bekannt, mit dem freundlichen Entschluß, uns mit weiteren Glückwünschen zu verabschieden. Hier, den 24. März, J. van der Baart. Mr. Hofvader. Mietje Bener.

* **Ein Tischgespräch.** Während das Orchester bei einer Festtafel zur Würzung der Suppe die rauhenden Klänge des Lannhäuser-Marsches ertönen ließ, sagt Herr Schulze zu seinem Nachbar: „Was sind doch die Musikanten für beneidenswerthe Leute!“ — Auf die Frage, weshalb er denn diese doch sonst nicht für so beneidenswerth gehaltenen Leute beneide, antwortete er: „Die Glücklichen! sie können nachher ohne Musik essen.“

* **Deutsch.** „Weißt du, wenn ich mal heirathe, dann muß meine Frau eben so viel Verstand haben, wie ich.“ — „Ach was, so 'ne Dumme giebt's ja gar nicht.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

F Von dem verdienstvollen, interessanten Werk Trede's: „Das Heidenthum in der römischen Kirche“ ist jetzt der 4. (Schluß-) Band erschienen. Wir haben den Lesern von den drei ersten Bänden in Kürze Kenntniß gegeben und möchten auch auf diesen letzten Band empfehlend hinweisen. Trede ist durch seinen langjährigen Aufenthalt in Neapel und Süditalien vor Vielen befähigt, das religiöse und sittliche Leben dieses Landes zu schildern. Er thut dies mit außerordentlicher Sachkunde und liebevoller Berückung in das italienische Volkleben, in welchem ein wunderbares Gemisch von lebenswürdigen Anlagen und maßlosem Aberglauben charakteristisch ist. Von einem „Heidenthum in der römischen Kirche“ zu reden ist vollkommen gerechtfertigt, und den Beweis dafür, daß dies jezige Heidenthum, welches von der römischen Kirche nicht nur nicht bekämpft, sondern recht geistlich gepflegt wird, mit dem alten Heidenthum der Römerzeit in Zusammenhang steht, erbringt der Verfasser auf unüberlegbare Weise. Auch der vorliegende Band bietet ein reiches Material, für den Forscher eine wahre Fundgrube kulturgeschichtlicher Kenntnisse, für den Protestanten insbesondere einen werthvollen Beitrag zur Belehrung über das Wesen der römischen Kirche und die Art ihrer Kulturmission an den Nationen. Kein Gebildeter sollte das Trede'sche Werk unberücksichtigt lassen.

* **Ein Jahr meines Lebens. 1848—1889.** Von Alexander Grafen von Hübnere. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1891. Geh. 6 M., geb. 7,50 M. Im Vorwort sagt der Verfasser: „Diese Blätter sind keine Memoiren in gewöhnlichem Sinne des Wortes; meine Erzählung gründet sich nicht auf verworrene mehr als vierzigjährige Erinnerungen oder zerstreute aus jener Zeit stammende Notizen. Sie sind mein Tagebuch, wie ich es, wenn die Umstände es gestatteten, jeden Morgen schrieb. Auf jeder Seite des umfangreichen Werkes finden wir die Bestätigung dieser Worte in der Frische und Urprünglichkeit der Darstellung, die wie aus allen Werken des allseitigen Schriftstellers bekannten österreichischen Diplomaten, so auch aus dieser Schilderung einer bewegten Zeit uns entgegenweht. Hübnere's politischer Blick, seine unergründliche Ruhe und rasche Beobachtungsgabe zeichnen die von einem köstlichen Humor gewürzte Darstellung aus, welche uns alle politischen Größen der damaligen Zeit, Fürst Metternich, Radetzky, Schwarzenberg, Windischgrätz, aber auch die „Rebellen“ Robert Blum und Messenhauer in scharf gezeichneten Charakterbildern vorführt.“

* **Kaufmännische Rechtskunde.** Ein praktischer Wegweiser durch das deutsche Handels- und Wechselrecht. Von Robert Fißcher. Leipzig, Verlag von G. A. Gloedner. Das Werk, ursprünglich ein als Leitfaden zum Unterricht auf Handelsschulen bestimmtes kurzgefaßtes, allgemein verständliches und möglichst vollständiges Lehrbuch des deutschen Handels- und Wechselrechtes, im Anschluß an das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch und die Allgemeine deutsche Wechselordnung ist berartig eingerichtet, daß es auch dem praktischen Kaufmann mannigfache Dienste leistet und dem angehenden Juristen eine Einführung in diesen speziellen Zweig seiner Ausbildung bieten kann. Im ersten Theile, dem Handwerk, werden in fünf Abschnitten: der Handelsstand, die Beförderungsanstalten des Handels, die Handelsgeschäfte, das kaufmännische Darlehn, das Seerecht und der Konkurs abgehandelt. Ein Anhang giebt die Bestimmungen über den Schutz des geistigen Eigenthums, Formulare aus dem Handelsrechte, sowie einige andere juristische Aufsätze. Das Wechselrecht füllt den zweiten Theil. Derselbe zerfällt in fünf Abtheilungen: Die Einleitung, welche über Entstehung und Ausbildung des Wechsels und Wechselrechtes handelt, den Begriff und die Eintheilung des Wechsels, die Wechselfähigkeit, den gezogenen Wechsel, die eigenen Wechsel, die kaufmännischen Umweisungen und in einem Anhang über die Allgemeine deutsche Wechselordnung und Formulare aus dem Wechselrechte. — I.